Die mitteleuropäische Wasserstraße.

Von Dr. Joachim Friedenthal.

Das große Problem eines einheitlichen Donauweges nach dem Orient scheint der Lösung nahe. Die Verhandlungen zwischen den beteiligten Regierungen Bayerns und des Reichs und Oesterreich-Ungarns sind abgeschlossen. Auch die Zusage der Reichsregierung für eine Beteiligung der Kosten an der bayerischen, der größten Strecke scheint so gut wie gesichert. Als Anfang 1916 die Parteien im bayerischen Landtag sich für den Ausbau des Großschiffahrtsweges erklärten und die Kosten für die zunächst in Betracht kommende Strecke bis Aschaffenburg und Bamberg bewilligten, konnte der damalige Minister v. Soden schon von den eingeleiteten Verhandlungen mit der Reichsregierung berichten. Aber er fügte hinzu, daß die Ergebnisse dieser Verhandlung sich naturgemäß lange hinauszögern würden.

Nun hat der Krieg auch in dieser Frage schnellere Entschlußkraft gelehrt. Mag sein, daß das, wofür der Kaiser selber (nach einem Wort König Ludwigs) so lebhaftes Interesse bezeugt, was König Ludwigs Lebenswerk ausmacht und von ihm, mit vielen zugleich, als das vornehmste Friedensziel Bayerns bezeichnet wird, bei den Regierungen eine günstigere Betrachtung und schnellere Erledigung finden konnte, als sonst Plänen von so gewaltigem Umfang und großzügiger Voraussicht zuteil wird. Besprach man vorher ein wenig gleichgültig und sozusagen nachsichtig die Schiffahrtspolitik des Königs, wie sie von ihm oft genug schon als Thronfolger — seit dem Jahre 1891 — mit zähem Nachdruck auf den Tagungen des Kanalvereins betont und bei jeder Gelegenheit verfolgt wurde, so wird jetzt nichts so ernst genommen, nichts so gepriesen. Vom Ministertisch bis zum letzten Stammtisch der großen Bierhallen klingt das Schlagwort von der freien Donau, dem Großschiffahrtsweg nach dem Orient und der damit zusammenhängenden Industrialisierung Bayerns wider. Man muß auch gestehen, daß das, was lange als König Ludwigs „Steckenpferd" galt, sich jetzt als weitausschauender Plan eines großzügig denkenden Wirtschaftspolitikers erweist.

Das Projekt dieser Wasserstraße ist eine Frage Mitteleuropas und nicht allein Bayerns. Es kommt dabei auf der einen Seite die Verbindung nach dem Norden, von der Donau über Main und Rhein zur Nordsee, sowohl nach der Linie Bremen über Main—Werra als auch nach der Linie der Rheinmündung und den dortigen großen Seehäfen hin, in Betracht. Auf der anderen Seite soll die Donau den Weg für große Schiffe bis an das Schwarze Meer führen. Der König drückte das 1912 so aus: „Die bayerische Donau soll der deutsche Seehafen am Schwarzen Meer, der Rhein soll der bayerische Seehafen an der Nordsee sein." Das ist natürlich nicht wörtlich zu verstehen. Wie weit sich das an diese große mitteleuropäische Wasserstraße angeschlossene Netz anderer Wasserstraßen erstrecken soll, läßt sich hier nicht einmal im ganzen andeuten. Von vornherein ist jedenfalls auch an eine Verbindung der Elbe, Donau und Oder gedacht. Die Fortführung des Mittellandkanals, der nicht nur Rhein und Weser, sondern auch Elbe und Oder verbindet, dürfte sich als eine Notwendigkeit ergeben.

Wie sich im Rahmen der Reichswasserstraßen diese Verkehrspolitik in der Praxis verwirklichen wird, interessiert hier nicht in dem Maße, als daß sie überhaupt verwirklicht werden kann und muß. Gerade der Krieg hat die Notwendigkeit dieser großen Binnenschiffahrtsstraße gezeigt. Milliarden hätten gewonnen und gespart werden können, werden können, wenn man die paar hundert Millionen, die das Projekt kosten wird, rechtzeitig daran gewagt hätte. Die Sachkenner haben jedenfalls in der einschlägigen Literatur, die wirklich von Interesse ist, vielerlei einleuchtende Gründe dafür aufzuführen. Es erscheint zumindestens die hervorragende militärische Bedeutung, der strategische Wert klar. Aber der Plan ist noch mehr für die Werte des Friedens erdacht.

Hat das gesamte Deutsche Reich ein allgemeines Interesse an jener Wasserstraße durch Mitteleuropa, ein Interesse wie an keiner anderen, so erhellt leicht Bayerns besonderes Interesse daran aus folgender Ueberlegung: Es ist das natürliche Einfallstor des kommenden Orientverkehrs. (Die Frage der Skeptiker bleibt nur offen, ob der Orientverkehr wirklich in solcher Steigerung kommen wird, daß das Projekt die Kosten lohnt.) Da heißt es für Bayern zunächst, sich nicht durch eine anderswo geplante Wasserstraßenpolitik, die künstlich Bayern und Süddeutschland umgeht und allein dem Norden zugute käme, jenes Einfallstor, das es durch seine natürliche geographische Lage darstellt, sich versperren zu lassen. Und diese Befürchtung erscheint ja nach dem vorläufigen Resultat der Verhandlungen zwischen den einzelnen Regierungen nicht mehr nötig. Man erwartet hier von dem neu aufblühenden Handel mit den reichen Hinterländern des Orients, mit der Donauzufuhr der Rohprodukte Kleinasiens, Mesopotamiens, Arabiens, Persiens eine Neugestaltung der gesamten bayerischen Volkswirtschaft, einen Aufschwung der bisher kärglichen Industrie, eine außerordentlich fruchtbare Durchgangsstraße des Weltverkehrs. Neben der Einfuhr von Rohprodukten erwartet man auf diesem Wege eine große Ausfuhr von allerhand Industrieartikeln, Fertigprodukten, nach dem Orient, ebenso sehr als Produzent wie als Spediteur ganz Deutschland. Kurz eine neue Zeit der Fugger und Welser scheint dann den Hoffenden gekommen.

Für Oesterreich-Ungarn wären ähnliche und vielleicht noch größere Möglichkeiten des Orientverkehrs durch den natürlichen Anschluß an die mitteleuropäische Wasserstraße gegeben. In umgekehrter Linie wäre für Oesterreich-Ungarn und Deutschland die Verbindung mit dem großen Kohlengebiet von Preußisch- und Oesterreichisch-Schlesien wie mit Galizien sehr wichtig.

Ist das Projekt in der Ausführung überhaupt möglich und erschwinglich, so steht der Wert für das ganze deutsche Reichsgebiet außer Frage. Hunderterlei Entfaltungsmöglichkeiten ließen sich im einzelnen anführen. Die Phantasie dürfte ruhig als Frucht solchen Unternehmens den Reichtum und die Blüte großer Landstrecken schauen und schildern. Für den strategischen Gesichtspunkt — um nur die großen Linien zusammenfassend zu ziehen — wäre es äußerst wichtig, daß die Verbindung zwischen den Weltmeeren durch die Donau über das Schwarze Meer unabhängig ausgebaut werden könnte, sobald die erstarkte Türkei wirklich Herrin der ihr gehörigen Uferteile am Schwarzen Meer ist. Für den Handelswert kämen als letztes Endziel nicht allein mehr die großen Meeresstraßen in Betracht, die selbstverständlich in ihrer Wichtigkeit Existenzfragen der Staaten bleiben, es wäre bei der Befrachtung von Gütern auf der Donau sogar nicht mehr der Umweg über Gibraltar nötig. Vorausgesetzt, daß solche Befrachtung nicht vielleicht zu teuer kommt.

Der Kostenpunkt dürfte geregelt werden nach jenem Artikel 4, Ziffer 8 und 9 der Reichsverfassung, nach dem „Land- und Wasserstraßen, die dem Interesse der Landesverteidigung und dem allgemeinen Interesse dienen, der Beaufsichtigung und der Gesetzgebung sowie der Herstellung durch das Reich unterliegen". Der König hat mit seinem Worte recht, daß Bayerns schwache Schultern diese Kostenlast allein nicht zu tragen vermögen.

Wollten einige einwenden, daß zunächst Bayern vielleicht den größten Nutzen davon habe, so ist doch von vornherein klar, daß dies eine sehr einseitige Betrachtung wäre. Denn dem Deutschen Reich muß an einem gesunden Kräfteausgleich im wirtschaftlichen Aufbau Süddeutschlands zu Norddeutschland gelegen sein.

In Wien und Budapest sollen schon alle Faktoren zusammenwirken, um den Plan ins Leben treten zu lassen. In Berlin und München ist man einig. Zeig, man auf, was man zu geben hat. Dem Nutzen und einer weitausschauenden Großzügigkeit wird man in den Parlamenten nicht wehren. Laufen Phantasereien mit, dort ist die Stelle, sie ruhig zu klären und auf ihren realen Wert zurückzubringen.

BUDAPEST UND DIE DONAU.

BLICK AUF BELGRAD.

DIE GROSSE DONAUBRÜCKE GERNAVODA

PARTIE AN DER DONAU BEI PASSAU

DIE DONAU BEI REGENSBURG

Märkische Salzquellen.

Bereits im Mittelalter waren diese Salzquellen bekannt. Um 1468 trat das Kloster Lehnin mit Adligen und Bürgern zu einer Pfännerschaft zusammen, um bei Trebbin und Saarmund Salzquellen auszubauen, von denen leider nichts übriggeblieben ist als der Flurname „Die Salzhütten" bei Saarmund. Auch bei Selbelung in Westhavelland soll sich eine Saline befunden haben, von der man jedoch heute die genaue Lage nicht mehr kennt. Doch finden sich am Nordrande des Havelländischen Luches, z. B. bei Nauen, Salzkräuter als Beweis für den Salzgehalt des Bodens. Ehemalige Salzbrunnen geben dem von Friedrich dem Großen neugegründeten Kolonistendorf Salzbrunn bei Beelitz seinen Namen. Dort suchte schon Joachim der Zweite Salz zu gewinnen, was jedoch erst unter seinem Nachfolger Johann Georg gelang, der sich 1580 beim Kurfürsten von Sachsen wegen Ueberlassung des Röhrenmeisters Pettner bedankte und die glückliche Beendigung der Arbeiten meldete. Bald darauf hatte man in den Salzöfen zu Spandau und Berlin ein „graues Salz", das wahrscheinlich aus Salzbrunn stammte, während man sonst weißes Salz aus Lüneburg bezogen hatte. Als Preußen 1807 seine westlichen Provinzen verlor, dachte man daran, die alten Anlagen bei Salzbrunn wiederherzustellen; doch machte die Zurückgewinnung jener Länder den Plan überflüssig. Bis in die Neuzeit hinein haben sich dort zwei Salzteiche erhalten, die früher als Salzquellen benutzt wurden.

Die Flucht des rumänischen Königspaares. „Poisi Naplo" berichtet Mitte Dezember, König Ferdinand von Rumänien sei mit der Königin Mary am 2. Dezember morgens mit einem Automobil aus Bukarest geflüchtet. Das Königspaar und die Suite bestand aus zwanzig Personen, und ihnen folgte eine lange Automobilkolonne mit der wichtigsten Bagage. In Bukarest wurde mitgeteilt, das Königspaar reise nach dem Kriegsschauplatz. Allein bald wurde bekannt, daß die Abreise eigentlich eine Flucht sei. König Ferdinand befindet sich in einer kleinen rumänischen Grenzgemeinde, von wo er später nach Odessa reisen wird. Der rumänische König war infolge der Kriegsereignisse der letzten Zeit sehr melancholisch, während die Königin auch weiterhin ihren Glauben an den Endsieg bewahrt hat.

Wiener Brief.

Kein Tabak! — Die neue Zeit. — Musikantentod.

Wien, 19. Dezember.

Die Genesung des Frosches gibt der Dichter mit den lapidaren Worten kund: „Nun raucht er wieder, Gottseidank". Es ist nicht bekannt — wenigstens haben wir in Brehms Tierleben darüber nichts gefunden — daß des Frosches Rauchbedürfnis größer ist als das des Menschen. Daraus geht zur Genüge hervor, daß für den Menschen so wie für den Frosch eine unvermeidliche Begleiterscheinung der Gesundheit das Rauchen ist. In weiterer Folge: daß der Mensch, der nicht rauchen kann, nicht gesund ist. So spricht die auf ein klassisches Dichterwort gestützte Logik. Aber in Kriegszeiten scheinen nicht nur die Musen zu schweigen, sondern auch die Gesetze der Logik nicht zu gelten. Die k. k. Tabakregie in Oesterreich hält entweder die gesamte Bevölkerung von Wien für krank, was ein durch die allmonatlichen Berichte der Residenz- und Reichshauptstadt allmonatlich widerlegter Irrtum wäre, oder sie respektiert das eingangs zitierte Dichterwort nicht, was ihr noch schlimmer angekreidet werden müßte. Tatsache ist, daß sie den k. k. Trafiken, in denen, wie männiglich bekannt, der Oesterreicher sein Rauchbedürfnis decken muß, schlechterdings keinen Tabak liefert, weder Zigarren noch Zigaretten, noch Rauchtabak. Oder, wie zum Hohn, zweimal wöchentlich nur soviel, daß bereits nach einer halben Stunde das man schon zur Trafik-Ausstellung gehörende Plakat an jener Ladentüre prangt: „Sämtliche Sorten Rauchbedarfs ausverkauft!" Um aber zum Schaden auch noch den Spott zu fügen, veröffentlicht sie von Zeit zu Zeit in den Blättern Ausweise, denen zufolge die Tabaklieferung weit das Friedensquantum überstiege, sie, die k. k. Regieverwaltung also, kein Verschulden treffe, wenn die Raucher dennoch nichts zum Rauchen finden. Dem Scharfsinn der Zeitungsleser überläßt sie es, zu erraten, wo der Tabak eigentlich hingerät. Das kann aber der scharfsinnigste Leser nicht, wenn er nicht zufällig einmal eine Reise über die Grenze unternimmt. Drüben in Deutschland kann er die österreichischen Zigarren und Zigaretten zu Hunderten kaufen, und wenn er nach der Erklärung dieser erstaunlichen Tatsache fragt, so erfährt er dann: „Ja, das ist wegen der Valuta!" Für Laien, die in die Geheimnisse der Währungspolitik nicht eingeweiht sind, heißt das: um den Kronenkurs in Deutschland zu stützen, muß Oesterreich dort begehrte Waren hinausliefern, und dazu gehört vor allem der Tabak. Ich bin nicht Fachmann genug, um beurteilen zu können, ob es ein Nationalunglück wäre, wenn der Kronenkurs der Stütze, die ihm das bißchen Tabak liefert, beraubt würde; ich weiß nur, daß die Wut, die den Raucher erfaßt, wenn er vergeblich von Trafik zu Trafik wandert, die Freude am Staate keineswegs erhöht und das ist ein Nationalunglück. Die Menschen ertragen viel Leid und Unbill im Kriege, ohne zu murren; aber daß sie im Lande des Tabakbaues, in der Nachbarschaft des Orients nichts zum Rauchen bekommen sollen, das betrachten sie als eine Schikane oder als ein Zeichen hortender Unfähigkeiten der Behörden und schimpfen weidlich. An meisten erdosen sie die kniffligen Ausreden, mit denen sie über den Mangel hinweggetäuscht werden sollen. In Deutschland, wo es keine Tabakregie gibt, wo keine k. k. Behörde die Vorsehung des Rauchers spielt, ist Rauchzeug in Hülle und Fülle; der Oesterreicher aber, der doch schon einen Einschlag vom Orientalen und also ein viel größeres Rauchbedürfnis hat, muß darben und sich mit amtlichen „Verlautbarungen" abspeisen lassen. Dabei geht der schönste Patriotismus in die Brüche. Kommt noch hinzu, daß nun auch der „Schwarze" und der „Jausenkaffee" von einem staatlichen Verbot betroffen worden sind, so kann man sich denken, was derzeit in Wien zusammengeschimpft wird. Und mit Recht. Man soll den Menschen nicht ihr bißchen Vergnügen entziehen. Hat man echten Stoff nicht zur Genüge, so strecke man ihn mit Surrogaten, macht keine Valutakunststücke mit unentbehrlichen Genußmitteln und verärgere die wunderbar brave, geduldige, opferwillige Wiener Bevölkerung nicht. Ueberhaupt das österreichische Volk, das von den Oberen jetzt erst recht entdeckt worden ist. Dies frohe, gutmütige, hochbegabte Volk, das mit jedem auf der Welt den Vergleich aushält und nur ein bißchen mehr Schärfe brauchte, um sich auch die „Armee" zu erziehen, die schon solange auf seine Geduld hinfündigen. Aber jetzt stellt sich auch die Schärfe langsam ein. Laßt nur den Krieg vorüber sein! Das wird eine Abrechnung geben! Augenblicklich konsumiert ja die Entente noch das Hauptquantum der vorhandenen Galle und an den Willen, durchzuhalten, reicht kein noch so gründlicher Aerger heran, aber nachher! Ich möchte kein Mandarin sein in den ersten Friedensjahren.

Das wird übrigens in der ganzen Welt so sein. Die Menschen vertragen nicht drei Jahre uneingeschränkte Amtsgewalt; auch die „Armee" nicht. Es wird eine Krise der Autorität ausbrechen, auf deren Ausgang man gespannt sein kann. Der Respekt vor der Amtsmütze an sich, der ihrem Träger schon unbesehen eine gewisse Autorität verschafft hatte, ist hin. Der muß ganz neu erworben werden durch Leistungen und — Höflichkeit. Unsere Kinder werdens also hoffentlich besser haben. Die neue Zeit kündigt sich ja schon an. Eine jugendlichere, frischere. In Oesterreich eingeleitet durch den jungen Kaiser, von dem man sich in den „Sphären" Wunderdinge erzählt. Wahrhaftig, es gibt keine spanische Etikette mehr. Der Kaiser geht selbst ans Telephon. Er fragt, ordnet an, kontrolliert. Die Ausdauer und Frische, die er im Felde gezeigt hat, betätigt er auch jetzt. Der alte Kaiser, der ja auch das Aeußerste leistete an Genauigkeit und Gründlichkeit, hatte doch ein durch das Zeremoniell, an das er sich hielt, und sein Alter gegebenes, weit gemesseneres Tempo. Man sagt, daß er nimmals in einer Audienz direkt seine Entschlüsse äußerte, sondern sich immer die „Entscheidung vorbehielt". Die kam dann durch die Kabinettskanzlei. — Der junge Monarch ist geradezu, kurz, militärisch. Das hat er wohl aus dem Felde mitgebracht. In die moderne Zeit, die ja auch an den Möbeln die Schnörkel und im Stil die Kurialien abgeschafft hat, paßt das viel besser und das alte, verträumte Oesterreich wird einen frischklaren Luftzug recht wohl vertragen können. Da schon vom Kaiser die Rede ist, mag auch aus seiner Familie ein Geschichtchen mitgeteilt werden, das jetzt in der Gesellschaft kursiert. An der Leichenfeier für den alten Kaiser nahm bekanntlich auch der kleine Kronprinz teil, ein reizender vierjähriger Blondkopf. Den Ernst der Zeremonie erfaßte das sehr lebhafte Kind natürlich nicht und versuchte sich in der Sakristei unter den fürstlichen Herrschaften ungeniert zu bewegen. Da flüsterte ihm der deutsche Kronprinz in scherzhaftem Grimme in seiner scharf akzentuierten norddeutschen Sprechweise zu: „Nu sei aber mal ruhig, Junge!" Der Kleine schaute erstaunt auf, und als man ihn dann fragte, was denn gewesen sei, antwortete er: So'n verschnürter Herr hat chinesisch zu mir gesprochen." Ueber das Chinesische hat man hier viel gelacht. Zwischen Potsdam und Schönbrunn liegt halt doch eine Menge Land.

Mit dem alten Kaiser scheint allmählich eine ganze Generation in die Gruft zu sinken. Zumal die Musikwelt beklagt in diesen Tagen starke Abgänge an Notabilitäten. Da ist zunächst Hans Richter, der langjährige Direktor der Hofoper und Dirigent der Philharmoniker. Es ist ja schon eine Weile her, daß er Wien verlassen hat, aber sein Andenken blieb doch unangetastet, ja sein schlichtes, festes Wesen erhielt erst das rechte Relief durch seine nervöseren, moderneren Nachfolger. Die mußten lange genug mit seinen Schatten kämpfen und ganz hat ihn eigentlich keiner überwunden. Die Philharmoniker selbst sind eine sehr konservative Körperschaft. Die eiserne Ruhe Richters war ihnen kongenial, die bizarre Lebendigkeit der Jüngeren nicht immer sympathisch. Sie haben im letzten Konzert zu seinen Ehren den Trauermarsch aus seines Meisters „Götterdämmerung" mit wahrer Andacht gespielt. Auch dem Gesangsmeister Reß, der dieser Tage gestorben ist, werden ehrende Nachrufe gewidmet. War er doch einer der großen Musikpädagogen, die noch vor ganz kurzem, eigentlich bis zum Kriege Wien zum Mekka aller musikalisch Heilbedürftigen gemacht haben. Die liebste seiner Schülerinnen war ihm Selma Kurz, jetzt vielleicht die erste Koloratursängerin des — Vierbundes. (Von der andern Welt wissen wir ja nichts mehr.) Wie reich dieses Wien an Mustern gewesen ist, zum Teil auch noch ist, sieht man erst, wenn man in einem diese Tage bei Hugo Heller erschienenen Büchlein blättert: „Begegnungen auf meinem Lebensweg" von Robert Fischhof. Dieser Komponist und Pianist, Neffe des Impresarios Moriz Strakosch und der Patti, hat tatsächlich alle Welt gekannt, und erzählt in anspruchsloser Weise von ihr, ganz ohne literarische Prätention, aber unterhaltend. In Hietzing ist er Nachbar von Johann Strauß gewesen, hat durch die Wand den Meister am Klavier komponieren gehört und ihm dann bei einem Besuche — seinen Fledermauswalzer vorgespielt. Statt einer Anerkennung aber erhielt er von dem überraschten Meister ein paar saftige Wiener Koseworte an den Kopf, und mit dem Lauschen an der Wand war's aus. Von solchen kleinen Erlebnissen wimmelt das Büchlein . . . Nun schließt auf der letzte der Walzerdynastie, der alte Eduard Strauß die Augen für immer. Während ich diese Zeilen schreibe, wird gemeldet, daß er in den letzten Zügen liege. Aber Gottlob, es ist Nachwuchs da. Musik quillt hier aus dem Boden, ist nicht eine Sache der Bildung oder des guten Tones, sondern Natur. Das wird wohl so bleiben, solange die Donau den lustigen Wiener Wald streichelt und ein Wein an seinen Hängen wächst. Der Wiener hat ein melancholisches Lied, in dem das Vergängliche und das Bleibende vor all dem in schlagender Kürze zum Ausdruck kommt. Man sagt sichs in diesen trüben Tagen manchmal als ein carpe diem vor:

S' wird ein Weig sein
Ma wird spa'n nimmer sein.
S' wird Wuadl geb'n
Ma wird wea'n nimmer leben...